

wählt und auf die Bestandteile verzichtet, die ihm nicht zum Zeitpanorama zu passen scheinen. Wenn das Vorwort der Herausgeber beansprucht, dass der neue Gebhardt „das gesicherte Wissen versammelt“, dann ist diese Breite hier nur begrenzt umgesetzt, darin ähnelt er einigen Bänden der neuen Auflage, die eher Monographien als Handbücher sind. Michael Menzel hat seine Sicht der Jahre 1273–1347 vorgelegt. Sie ist lebendig und ereignisreich. Davon, dass sich seine Deutungen durchsetzen werden, ist der Rezensent noch nicht überzeugt.

Augsburg

Martin Kaufhold

Gert Melville: *Die Welt der mittelalterlichen Klöster*. Geschichte und Lebensformen, München: Beck 2012, 415 S., ISBN 978-3-406-63659-2.

Es mangelt nicht an populären Darstellungen zur Geschichte des christlichen Mönchtums im Mittelalter, die in allen möglichen Ausstattungsvarianten vom Taschenbuch bis zum großformatigen Bildband einem größeren Lesepublikum eine Lebensform vorstellen, die den heutigen Menschen ferner denn je erscheint und ihnen dennoch geradezu zeitlos zu interessieren vermag. Nun liegt ein weiterer Versuch vor, die ebenso pluriforme wie spannungsreiche mittelalterliche *vita religiosa* konzis und allgemeinverständlich aufzubereiten. Mit Gert Melville nimmt sich allerdings ein Autor des Themas an, der im deutschsprachigen Raum zweifelsfrei zu den derzeit renommiertesten Ordenshistorikern gehört und wie kaum ein zweiter prädestiniert ist, seine mehr als drei Jahrzehnte währende Forschungs- und Publikationstätigkeit in eine monographisch angelegte Synthese zu gießen, die sich deswegen qualitativ vom aktuellen Angebot abzuheben vermag. Da Melville Mönchtum vorzugsweise aus institutionengeschichtlicher Warte vergleichend betrachtet und soziologische Fragestellungen nicht fremd sind, unterscheidet sich seine Geschichte der Klöster und Orden perspektivisch erheblich von einer bis weit ins 20. Jahrhundert von Ordensangehörigen dominierten Geschichtsschreibung, die jedoch jenseits der kleinen Fachwelt noch immer prägend wirkt.

Seinem Forschungsansatz gemäß erkennt der Autor in den Klöstern „ein effizientes Grundmodul jener Kultur des Mittelalters, in der die Wurzeln der Moderne liegen“ (S. 12) und erklärt somit den Wert einer gegenwärtigen Beschäftigung mit der uns weitgehend fremd gewordenen Institution und Lebensform. Was hier im Vorwort postuliert wird, trägt sich als Leitgedanke durch das Buch

und schließt es mit dem prägnanten Satz ab: „Mittelalterliche Klöster waren ‚Innovationslabore‘, die wesentliche Grundlagen der Moderne schufen.“ (S. 317). Damit wird dem mittelalterlichen Mönchtum und seinen geistigen sowie geistlichen, technischen und organisatorischen Leistungen ein über das Christentum hinausreichender, bleibender kulturgeschichtlicher Wert bescheinigt, den jüngst auch Giorgio Agamben für die politische Philosophie auf vergleichbarer Quellenbasis herausgearbeitet hat.

Zunächst jedoch fällt auf, dass bezüglich des zeitlichen Rahmens und der ereignisgeschichtlichen Schwerpunktsetzung die Studie sich durchaus herkömmlichen Erzählkonzepten anschließt. So werden in insgesamt 15 chronologisch angeordneten Kapiteln die wesentlichen Grundlagen, Entwicklungsschritte und Strömungen des Mönchtums der lateinischen Kirche über den Zeitraum vom 3. bis ins 14. Jahrhundert skizziert und um einen kursorischen Ausblick auf die spätmittelalterliche Ordensreform bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts erweitert (S. 13–267). Daran schließt sich ein systematisch-analytisches Kapitel an (S. 271–317), das im Rückblick vergleichend die innovatorischen Leistungen auf den Gebieten Spiritualität und Glaube, Norm und Verfassung, Wissen und Bildung sowie Wirtschaft und Kommunikation erläutert.

Die Anfänge des christlich-abendländischen Mönchtums verortet auch Melville in der ägyptischen Wüste, in die sich seit dem 3. Jahrhundert Menschen aus der spätantiken Gesellschaft zurückzogen, um ein nunmehr christlich motiviertes eremitisches Leben in Askese zu führen. Schon in dieser frühesten Phase ist ein Grundzug der *vita religiosa* zu erkennen: Von der um des eigenen Seelenheils willen erfolgten Flucht aus der Welt ist der Welt mündlich wie schriftlich zu berichten, die Kommunikation bleibt willentlich oder unwillentlich gewährleistet. Auf diese Weise entsteht nicht nur monachisches Schrifttum, sondern weiterhin auch eine fundamentale organisatorische Ausdifferenzierung der gottzentrierten, individuellen Lebensweise, die sich seit dem 4. Jahrhundert zunehmend gemeinschaftlich und daher höhergradig organisiert. Als die zönobitische Form über Laienkreise hinaus seit dem 4. und 5. Jahrhundert auch von Klerikern praktiziert wurde, integrierte sie sich in Gestalt der Kanonikergemeinschaften in die Strukturen der bischöflichen Amtskirche. Es ist die dem christlichen Mönchtum eigene Fähigkeit zur „innovativen Gestaltung“ (S. 17), die der Autor herausarbeitet, die das heterogene Religiosenwesen zu einem dauerhaft erfolgreichen Bestandteil des mittelalterlichen

Christentums macht. Zu den Garanten des nachhaltigen Erfolges erklärt Melville weniger die charismatischen Gestalten wie beispielsweise Antonius, Pachomius oder Augustinus als vielmehr die produzierten Texte. An erster Stelle sind hier selbstredend die Regeln zu zitieren, die dann von weiteren normativen Texten wie *constitutions* und den späteren *constitutiones* ergänzt und spezifiziert wurden. Gerade die im Gegensatz zu den Regeln prinzipiell novellierungsfähigen Statuten versetzten Klöster, Klosterverbände und Orden in die Lage, sich zu reformieren.

Die Vorzüge eines institutionengeschichtlichen Zugangs treten im Zusammenhang mit dem Aufkommen der Benediktiner deutlich zutage. So kann der Autor über die derzeit geführte Debatte um die Historizität der Person Benedikts von Nursia großzügig hinweggehen, denn der „Text der Regel war es, der dem Ruhm Benedikts und der Kraft des Benediktinertums den eigentlichen Weg bereitet“ (S. 35). In der Tat setzte die *regula sancti Benedicti* sich langfristig gegen andere das klösterliche Gemeinschaftsleben kodifizierende Konkurrenztexte eindrucksvoll durch, was vornehmlich den im Text eingeschriebenen Leitgedanken der *discretio* zuzuschreiben, aber darüber hinaus sicherlich ebenso einem politischen Willen geschuldet ist. Zudem bewährte sich die Benediktregel nicht nur als Handlungsmaxime für ein einzelnes Kloster, sondern erwies sich auch als identitätsstiftend für Klosterverbände. Diese manifestieren eine neue Entwicklungsstufe des Ordenswesens, dessen Innovationsschub Melville signifikant anhand des größten Verbandes, dem sogenannten *ordo cluniacensis*, nachzeichnet. Cluny und die von dort ausgehenden Reformen, ließen über das 10. und 11. Jahrhundert einen mehrere hundert Niederlassungen umfassenden monastischen Reformverband entstehen, der unter dem Signum klösterlicher Freiheit errichtet werden konnte. Das Modell der Unabhängigkeit von lokaler beziehungsweise regionaler kirchlicher und weltlicher Herrschaft unter dem Schutz des Papsttums erwies sich als zukunftsweisend und sollte von den Mendikantenorden im 13. Jahrhundert übernommen werden.

Doch die direkte Antwort auf Cluny gab Cîteaux. Das Wiedereinüben von urbenediktinischer Spiritualität und deren praktischer Umsetzung in der burgundischen Reformgründung entwickelte eine neuartige Organisationsform mit weitreichender Vorbildfunktion. Es waren die zwei zentralen Ordnungselemente der Filiation und der Kapitelsversammlungen, die in der *Carta caritatis*, dem ersten „Verfassungsdokument des Mittelalters überhaupt“ (S. 132), fixiert wa-

ren, die aus dem Klosterverband einen Orden werden ließen. Gerade das periodisch tagende Generalkapitel aller Äbte als höchste und entscheidende Instanz markiert eine richtungswesende Innovation im mittelalterlichen Mönchtum. Die cluniacensische Freiheit durch Exemtion wird durch das Zisterziensertum entpersonalisiert: Das konsensuale Kollektiv des Generalkapitels löst die charismatische Führerschaft durch den Abt von Cluny ab.

Als nächsten epochalen Innovationsschub beschreibt Gert Melville das Aufkommen der Bettelorden im 13. Jahrhundert und deren Transformationsprozess von der Intuition zur Institution. Neben Dominikus waren es vor allem Franziskus, aber auch Klara von Assisi, die in Aneignung einer in der laikalen Armutsbewegung des 11. und 12. Jahrhunderts erprobten individuellen Frömmigkeit vorzugsweise ein städtisches Publikum zu einem neuen religiösen Leben inspirierten. Den dauerhaften Erfolg der sich fulminant ausbreitenden jungen Gemeinschaften sicherte die Ausformung einer auf die Aufgabe der weltzugewandten Seelsorge der männlichen Mendikantenorden abgestimmte Organisationsform. Das zisterziensische Filiationssystem ersetzte das Prinzip der Raumaufteilung in Provinzen, die regional gegliedert, sämtliche Konvente eines Gebietes umfassten. Hinzu kam, dass die benediktinische *stabilitas* zugunsten einer mendikantischen *mobilitas* aufgegeben wurde, die Provinzen sich dementsprechend als Personenverbände verstanden, denen man beitrug; und schließlich entwickelte sich die eingeführte Institution der Kapitelsversammlungen weiter, indem sie sich an die hierarchisch strukturierte Flächenaufteilung anlehnte, es folglich Kapitel auf allen Ebenen gab.

Die institutionelle Entwicklung des Mönchtums, die der Autor in einem evolutionären Verständnis seit der Spätantike nachzeichnet, erreichte im 13. Jahrhundert mit der Etablierung der Bettelorden einen Kulminationspunkt. Jedenfalls schenkt er der spätmittelalterlichen Geschichte der religiösen Bewegung weitaus weniger Aufmerksamkeit, da er ihr offensichtlich weniger innovatorisches Potenzial beimisst. Gleiches gilt bezüglich der Behandlung von Initiativen, die sich nicht kirchenkonform durchsetzen konnten (u. a. von Petrus Waldes, Durandus von Huesca). Dies führt dann auch zur der grundsätzlichen Frage nach der Geschichtlichkeit von Personen in der Konzeption. Schlicht gefragt, wo bleibt der konkrete Mönch, der Bruder, die Nonne oder Schwester?

Gert Melville überblickt das mittelalterliche, lateinische Mönchtum aus Sicht der mo-

dernern profanen Mediävistik ohne gleich den traditionellen Ereignisrahmen der Ordensgeschichte aufzugeben. Dadurch gewinnt das mittelalterliche Religiosenwesen an kulturgeschichtlicher Relevanz, die Melville durch das Schlagwort vom „Innovationslabor“ pointiert.

Welche Tragfähigkeit das hinter seiner programmatischen, dem mittelalterlichen (Ordens-)Denken allerdings zuwiderlaufenden Wortschöpfung stehende Erklärungsmodell tatsächlich besitzt, muss sich im Fachdiskurs weiter erweisen. Konkurrenzlos ist es jedenfalls nicht, denn seit einigen Jahren bereichert ein mit dem Begriff der „Klosterlandschaft“ umschriebenes, zweites kulturwissenschaftliches Konzept die heutige Ordensgeschichtsforschung.

Münster

Bernd Schmies

*Roland Zingg: Die Briefsammlungen der Erzbischöfe von Canterbury, 1070–1170.* Kommunikation und Argumentation im Zeitalter der Investiturkonflikte, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2012 (Zürcher Beiträge zur Geschichtswissenschaft 1), 343 S., ISBN 978-3-412-20846-2.

Roland Zinggs Arbeit zu den Briefsammlungen der Erzbischöfe von Canterbury eröffnet die Reihe der „Zürcher Beiträge zur Geschichtswissenschaft“. Der Band stellt die leicht überarbeitete Fassung von Z.s historischer Dissertation dar, die unter der Betreuung von Prof. Dr. Claudia Zey verfasst und 2010 von der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich angenommen wurde. Mit diesem ersten Band bietet die neue Reihe einen Beitrag zu einem Themenbereich, dessen internationales Forschungsinteresse aktuell durch mehrere Monographien bezeugt wird (Niskanen 2011; Vaughn 2012; Truax 2012). Z.s Studie vergleicht die vier erhaltenen Briefcorpora der Erzbischöfe von Canterbury aus dem Jahrhundert nach der normannischen Eroberung Englands. Sie beginnt mit den Briefen Lanfrancs, des ersten Erzbischofs unter normannischer Herrschaft (1070–1089), fährt fort mit Anselm (1093–1109), dem Protagonisten des sog. „englischen Investiturstreits“, muss dann eine Überlieferungslücke von über vierzig Jahren überspringen, da erzbischöfliche Briefe erst wieder ab 1153, aus den letzten Jahren Theobalds (1139–1161), erhalten sind, und schließt mit den Schreiben Thomas Becketts (1162–1170), dessen Auseinandersetzung mit Heinrich II. im „Mord im Dom“ (S. 15) kulminierte. Z. untersucht die Briefcorpora auf die Frage hin, „wem gegenüber welche Art von Argumenten verwendet wurde“

(S. 18). Dementsprechend widmen sich die zwei Hauptkapitel der Arbeit den Korrespondenzpartnern der Erzbischöfe (6.) und den Autoritäten, auf die in den Briefen Bezug genommen wird (7.). Voraus geht ein einführendes Kapitel zu Vita und Briefcorpus der vier Erzbischöfe (5.). Ein umfangreicher erster Hauptteil schildert die bewegte Vorgeschichte des Erzbistums (2.) und referiert die mittelalterliche Geschichte von Brief und Briefsammlung bis zum „Golden Age of medieval epistolography“ (Giles Constable), in dem die vier im Folgenden untersuchten Briefcorpora entstanden sind (3.–4.).

Die Charakterisierung der einzelnen Erzbischöfe und ihrer Briefsammlungen im fünften Kapitel gibt schon weitgehend vor, was am Ende als Fazit formuliert wird: Die Sammlung von Lanfrancs Briefen diente vermutlich der Wahrung der Rechte des Erzbistums in der Vakatur nach dem Tod des Erzbischofs und ist daher vornehmlich juristisch ausgerichtet (vgl. S. 117; 221; 292), Anselms Briefe zeigen primär den großen Theologen und Seelsorger (vgl. S. 127; 221; 292), die gesammelten Schreiben von Thomas Becket sollen die Gerechtigkeit seiner Sache in der Auseinandersetzung mit Heinrich II. erweisen (vgl. S. 146; 222; 293); als weniger klar zu erfassen erscheint das Briefcorpus Theobalds. Eine große Bedeutung kommt in diesem Kapitel der Überlieferungsgeschichte zu, die Z. jeweils detailliert nachzeichnet. Beim umfangreichsten der Briefcorpora, dem Corpus Anselms, vertritt Z. dezidiert die Position Thomas Krügers. Erst nach Abgabe von Z.s Dissertation erschienen ist die o. g. Untersuchung von Niskanen (The letter collections of Anselm of Canterbury [Instrumenta patristica et mediaevalia 61], Turnhout 2011), die einen neuen Meilenstein in der Diskussion darstellt, nach dem keine der alten Forschungspositionen mehr unhinterfragt wird gehalten werden können.

Kapitel 6 geht quantitativ vor. Es führt die Korrespondenzpartner der Erzbischöfe auf nach Kategorien, die sich aus dem Ständedenken der Zeit einerseits und der Zugehörigkeit zur Erzdiözese (Geistliche) beziehungsweise zur englischen Königsherrschaft (Weltliche) andererseits ergeben. Die Ergebnisse werden jeweils in übersichtlichen Schaubildern dargestellt. Hauptbeobachtungen dieser quantitativen Untersuchung sind der Umstand, dass Geistliche aus der Erzdiözese hier die größte Gruppe darstellen, und der beachtlich hohe Anteil der Korrespondenz mit Rom ab der zweiten Hälfte von Anselms Amtszeit. In der Darstellung der „Könige und Fürsten außerhalb Britanniens“ (6.2.4.), in der sich auf der Seite der Erzbi-